

## Zitat:

Fast täglich berichten Zeitungen über Jugendarbeitslosigkeit, und letztes Jahr waren in Winterthur 600 junge Erwachsene zwischen 18 und 25 Jahren von der Sozialhilfe abhängig. Auch das Sozialdepartement sei daran, Projekte zur Arbeitsintegration zu konzipieren, jedoch genügen die knappen Ressourcen nur, um einem Bruchteil der 600 Personen zu helfen. **«Dies, obwohl die Arbeitsintegration von Jugendlichen und jungen Erwachsenen eine essenzielle Investition für die Zukunft dieser Menschen und unserer Gesellschaft ist»,** schreibt Oliver Seitz, Präsident des Vereins Jugendfoyer Winterthur, im Newsletter. Gerne würde der Verein mit Firmen zusammenarbeiten, die Praktika, Schnupperlehren oder gar Nischenarbeitsplätze einrichten könnten. **blu.**

Die Lohnreduktion für städtische Angestellte aufzuheben ist kurzsichtig und dumm:

## Weniger Wohlstand angewöhnen.



Der monatliche Gang zum Coiffeur. Der Blick in den Spiegel, der bei den nassen Haaren den fortschreitenden Verlust der Haarpracht brutal offen legt, wird vermieden. Man blättert in den aufliegenden Zeitschriften über die Schönen, Adligen und Reichen, ergreift aus Nostalgie eine Schweizer Illustrierte (Nummer 41), einst Leibblatt der Schwiegermutter, und stösst auf ein Interview mit Bruno Franzen, Interhome-Gründer, mit dem Titel Wir schlittern ins Chaos. Da wird in diesem als bieder geltenden Blatt die Entwicklung des Arbeitsmarktes thematisiert, wie man es in dieser Art in allen intellektuell als höher eingestuftes Tages- und Wochenzeitungen vermissen muss.

■ ■ ■ Bruno Franzen wird dort als Prophet bezeichnet. Das zeigt, wie wenig Arbeitslosigkeit in den letzten 30 Jahren thematisiert wurde. Im Krieg hatten alle Arbeit. Nach dem Ende waren alle Frauen froh, dass die Männer wieder von der Front kamen und die Arbeit wieder verrichteten. Arbeitsaufteilung wurde sofort betrieben. Die Frau eines Lehrers oder Staatsangestellten durfte keine Arbeit annehmen. Im Religionsunterricht am Gymnasium wurde die Frage gestellt, wie man sich aus christlicher Sicht zur Arbeitslosigkeit stellen soll. Wenn, so die verblüffende Antwort, die Maschinen den grössten Teil unserer Arbeit übernehmen, so kehrten paradiesische Zustände zurück. Ein Leben ohne Arbeit. Die Menschen müssten lernen, diese Chance zu nutzen. Mitte der 70er Jahre und im Zuge der Aufarbeitung der 68er-Unruhen hat man über Bücher diskutiert, die die Frage aufge-

worfen haben, wie in einem kriegslosen Zustand mit der Überbevölkerung umgegangen werden soll. Bis 1945 habe Überbevölkerung immer zu Kriegen geführt. Nur Pest, Cholera oder Hungersnöte hätten zu längeren kriegslosen Perioden geführt. Die Unruhen in Frankreich zeigen jetzt, wie Recht sie haben. Man hockt vor der Glotze und fragt sich, wohin mit all den Jungs.

■ ■ ■ Ein Vorschlag war, dass jedes Neugeborene ein Recht auf eine gewisse Arbeitszeit mit in die Wiege bekommen soll. Dieses Recht soll handelbar sein. Jeder, der über die ihm zustehende Zeit arbeiten will, kann Arbeitszeit von einem andern abkaufen. Der Begriff Arbeit erschien in neuer Perspektive, als ein Dürfen, nicht ein Müssen, als ein Gut, das sozialgerecht verteilt werden müsse. Auf ein Büchlein, das auf die Bundeswahlen 2005 hin geschrieben wurde, möchte ich hinweisen: Was zur Wahl steht, Verlag Suhrkamp. Der Autor Ulrich Beck legt die Gründe, warum die Arbeitslosigkeit zunehmen wird, fundiert dar, stellt auch Fragen wie: Ist Demokratie mit Massenarbeitslosigkeit vereinbar? Wie können wir den Leuten ohne Arbeit ein sinnvolles Leben ermöglichen? Ohne allerdings überzeugende Lösungsansätze zu finden. Wenn ich im Buch lesen muss, dass Gerhard Schröder 1998 vor seiner Wahl zum Kanzler an Ulrich Beck in einem Brief schrieb: «... und Sie gehören zu den Ersten, die die unangenehme Wahrheit ausgesprochen haben, dass die Erwerbsarbeit pro Kopf der Bevölkerung stetig zurückgegangen ist und wohl auch weiter zurückgehen wird. In dieser Situation die Rückkehr zur Vollbeschäftigung zu propagieren, ist mindestens unredlich.» Dann zeigt das auch, wie das Thema an den 68ern vorbeigeschrammt ist. Und wenn jetzt deutsche Politiker jeder Couleur weiter das Heil in Wirtschaftswachstum und Reduzierung der Arbeitslosenzahl suchen, dann muss die Systemfrage gestellt werden, ob sich Demokratie und hohe Arbeitslosigkeit vertragen. Die Wahrheit ist einfach, dass wir uns an weniger Wohlstand werden gewöhnen müssen.

Nach 50 Jahren Wohlstandszunahme werden 50 Jahre Wohlstandsangleich stattfinden. Der Wohlstand in unseren Regionen beruht auf der technologischen Überlegenheit und auf dem Umstand, dass wir unsere Technologien nach dem Kriege auf die Herstellung von Konsumgütern, jetzt auf Maschinen zur Herstellung von Konsumgütern eingesetzt haben, während der Osten hauptsächlich in Waffen investierte. Aber es gab keine Kriege mehr, um daraus Kapital zu schlagen. Der Krieg findet jetzt auf dem Marktsektor für nicht militärische Güter statt. Im Export hat Deutschland die USA überflügelt. In diesen Krieg um Marktanteile treten jetzt vor allem die neuen EU-Länder im Osten. Waffen interessieren sie nicht mehr. Sie kopieren unsere Technologien. Die Löhne sind um Faktoren tiefer. Ihre Staatsquote ist nicht geringer, aber um Faktoren billiger. Die Schulen sind genauso gut oder besser, und sie haben noch nicht die parasitären Gesundheits- und Rechtssysteme zu finanzieren wie wir. Die Ingenieurschulen sind besetzt: Nach Rieter sollen an einem Lehrgang für Textilmaschinen an der ETH zwei Studenten, in Tschechien 200 teilnehmen. Was tun wir hier? Die noch hohen Gewinne der hoch technologisierten Firmen wecken Begehrlichkeiten, aufgestachelt durch die Gewerkschaften. Jährliche Lohnerhöhungen müssen zugestanden werden, wenn wir als Unternehmer nicht als sozial verschrien werden wollen. Dass dadurch immer mehr in die Arbeitslosigkeit getrieben werden, kümmert sie wenig. Wo ist da die Solidarität der arbeitenden Bevölkerung?

■ ■ ■ Am 5. Dezember wird im grossen Gemeinderat von Winterthur über die Aufhebung der Lohnreduktion abgestimmt. Sie wird eine Mehrheit finden, weil sie angeblich sozial ist. Das ist kurzsichtig und dumm. Es wäre an der Zeit, ein Zeichen zu setzen. Sonst wird das Aufwachen umso brutaler. Dann braucht die Stadt ein «Wir-Gefühl». Und dies vermittelt kaum das Stadtorchester, eher der Fussball.

■ ■ ■ Hannes W. Keller, Winterthur.

# Ehrenamtlichkeit schafft Freude.

Zum Schwerpunkt «Was nichts kostet, ist nichts wert» im «Stadtblatt» vom 20. Oktober:) Das Thema hat auch mich als ehrenamtlichen Leiter der Winterthurer Sternwarte an einem empfindlichen Nerv getroffen. Seit über 30 Jahren setze ich mich mit meinen speziellen Fähigkeiten für das Publikum und die internationale Forschungsgemeinschaft ein, ohne nach dem schnöden Mammon zu fragen, der eigentlich für qualifizierte Dienstleistungen reichlich fliessen sollte. Da ich das Glück habe, in einem befriedigenden Brotberuf zu arbeiten, kann ich es mir leisten, etwas von meinem Wohlbefinden an die Gesellschaft zurückzugeben. Ich tue dies aus einer Grundphilosophie meines Lebens heraus, denn nach meiner Überzeugung sollten in einer solidarischen Gesellschaft möglichst viele Wohletablierte nach diesem Prinzip

handeln. Doch mit dieser Grundhaltung übe ich also in der Definition der Autorin Mona Neidhart ein Hobby oder eine Freizeitbeschäftigung aus, die nach ihrer Darstellung «zwar unter Umständen einen Mehrwert erzeugen, aber weil sie dem eigenen Vergnügen dienen, nicht auf den Markt ausgelagert werden können». Solches zu lesen macht nicht gerade Mumm! Und es bestärkt jene Gutverdienenden unter unseren Gästen, welche die abendfüllenden Anstrengungen unserer ebenfalls rein ehrenamtlich tätigen Demonstratoren allein mit einem warmen Händedruck zu würdigen wissen. Tendenz zunehmend. Wir leben heute unbestritten im Zeitalter des zunehmenden Egoismus: Gut ist all das, was einem möglichst rasch und umfassend zum persönlichen Vorteil gereicht. Und die Grundhaltung, dass nur mit der Gründung einer eigenen

florierenden Ich AG der Lebenszweck erfüllt sei, wird von vielen Eltern ihren Sprösslingen bereits beim Schuleintritt mitgegeben. Da muss man sich dann nicht wundern, wenn überall, wo Freiwilligkeit gefragt ist, händeringend Nachwuchs gesucht wird. Wenn es der Politik, den Behörden und den Medien nicht gelingt, den Wert von ehrenamtlichen Tätigkeiten vermehrt aufzuzeigen und zu würdigen – und ich meine nicht mit klingender Münze –, sehe ich schwarz für viele wertvolle Institutionen. Den Preis dafür werden zunächst all jene zahlen, die mit kleineren Budgets über die Runden kommen müssen. Letztlich verlieren aber wir alle, denn Ehrenamtlichkeit schafft Gemeinsinn und Freude und ist ein Verbindungsglied in unserer Gesellschaft.

**Markus Griesser**, Winterthur.

# Integrierte Ausländer lieben wir.



Intermezzo.

Zuerst der FC Thun und dann die Schweizer Fussball-Nati. Beide begeistern fast die ganze Bevölkerung. Der FC Thun und die Nati haben mit ihrem Willen und ihrem Kampfgeist schier Unmögliches möglich gemacht. Auch wenn Thun leider nicht weiterkommt in der Champions League, die Schweiz ist dabei an der WM 2006! Freude herrscht!

■ ■ ■  
Ich habe zudem riesig Freude an den Schweizern selber. Endlich kommen wir auch etwas aus uns raus. Endlich dürfen wir uns freuen und das auch zeigen, und (fast) niemand motzt herum. Mit Schweizer T-Shirts und mit Schweizer Fähnchen ausgerüstet kommt es selbst

den Linken nicht mehr in den Sinn, dies als rechtsextrem abzustempeln. Fussball verbindet Völker, nicht nur untereinander, sondern auch im eigenen Land. Eingebürgerte Junge wie beispielsweise Valon Behrami sind bestens integriert und spielen gerne für die Schweiz. So sollte es doch sein. Aber auch wir Schweizer untereinander, egal ob aus dem deutschen, italienischen oder französischen Teil, ob Frau oder Mann, ob links oder rechts. Gemeinsam feiern wir, dass wir an der WM dabei sind.

■ ■ ■  
Das Rückspiel in Istanbul war ein Riesenskandal. Ich habe meinen Augen nicht getraut, als ich die Nachrichten gesehen habe. Türken samt Flughafenpersonal haben die Schweizer Nati ausgepiffen, bedrängt mit Schildern wie «Ich fickte Ihre Mutter», «Hurensohn Frei» und weiss ich was Wüstes. Ein schlechter Film? Nein, «Willkommen in der Hölle», was sich dann tatsächlich als solche rausgestellt hat. Tag für Tag kommt nun etwas Neues ans Tageslicht, was wirklich passiert ist nach dem Match. Bilder aus den Katakomben, Sicherheitspersonal, das dreinschlägt, sogar von Mafia-Verbündeten ist die Rede. Bei den türki-

schen Zeitungen am Tag danach war null Selbstkritik zu spüren, gar von hässlichen Schweizern war die Rede. Man stelle sich dies in einer Schweizer Zeitung vor. Man stelle sich so eine Szene am Flughafen oder nach dem Match vor. Viele Türken, die in der Schweiz leben, äussern sich nicht zu den Vorfällen oder spielen diese herunter. Die Verbundenheit zu ihrem Land Türkei ist so gross, dass sie den Vorfällen nicht kritisch gegenüberstehen, geschweige denn Fehler eingestehen können. Statt sich untereinander zu rechtfertigen und sich zu entschuldigen, kuscheln viele vor der türkischen Mentalität. Wenn man den türkischen Trainer in Aktion gesehen hat, ahnt man, was für eine Aggression dahinter steckt.

■ ■ ■  
Ich hoffe, dass die Fifa Konsequenzen zieht. Besser für die Türkei wäre allerdings, wenn diese ihre Konsequenzen selber zieht. Und Türken in der Schweiz können jetzt beweisen, wie ernst es ihnen ist mit der Integration. Die Schweizer Nati zeigt: Ausländer, die sich integrieren und für unser Land kämpfen, lieben wir.

■ ■ ■  
**Natalie Rickli**.

## Briefe: \_\_\_\_\_

Auf diesen Seiten, liebe Leserinnen und Abonnenten, werden Ihre Meinungen zu erfreulichen, ärgerlichen oder aufwühlenden Themen und Erlebnissen im täglichen Leben publiziert sowie Ihre Ansichten zu lokalen wie globalen Ereignissen. Und freilich sind auch Ihre Reaktionen auf redaktionelle Artikel und Kolumnen hoch willkommen, die in unserer kleinen Winterthurer Text-Woche erschienen sind. Die Mitglieder der Redaktion allerdings redigieren und kürzen gegebenenfalls die eingesandten Briefe dem Sinn nach und gemäss dem geltenden Medienrecht. Senden Sie Ihre Beiträge bitte an die Redaktion des «Stadtblatts», Garnmarkt 1, Postfach 2411, 8401 Winterthur oder übermitteln Sie die per Fax: 052 212 75 07 oder per E-Mail: redaktion@stadtblatt.ch er.